

amp  
HT  
B

# HALLISCHE UNIVERSITÄTSREDEN

10



## Das Nationalgefühl der Türken im Licht der Geschichte

Rede

gehalten beim Antritt des Rektorats  
der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg  
am 12. Juli 1918

von

**Carl Brockelmann**



Halle (Saale)

Verlag von Max Niemeyer

1918

IV M



**Das Nationalgefühl der Türken  
im Licht der Geschichte**

Rede

gehalten beim Antritt des Rektorats  
der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg  
am 12. Juli 1918

von

**Carl Brockelmann**



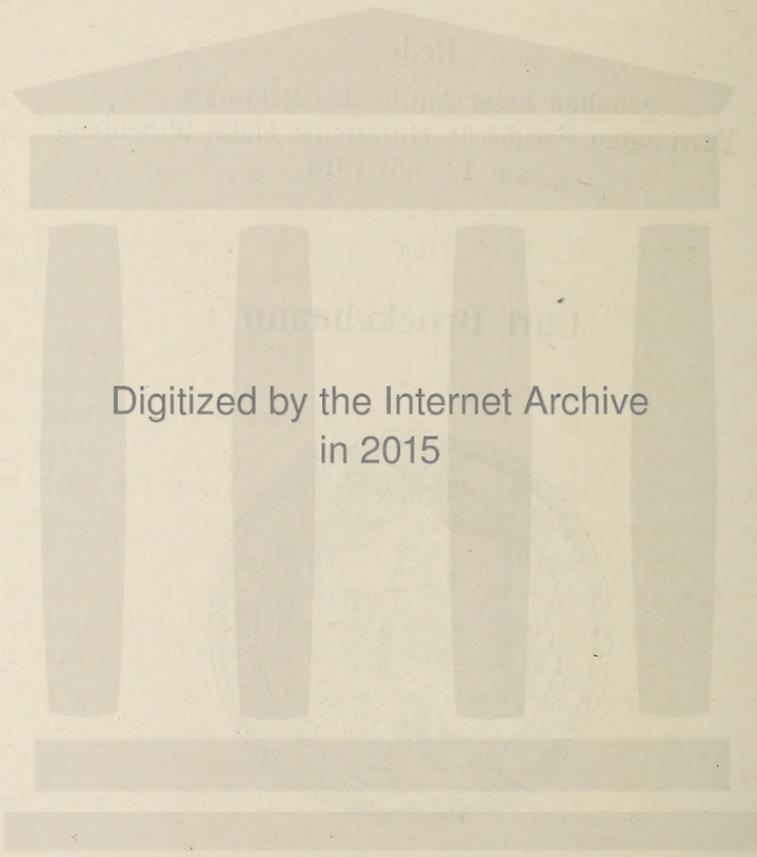
Halle (Saale)

Verlag von Max Niemeyer

1918

HALLISCHE UNIVERSITÄT SIEBILDA

Das Nationalgefühl der Deutschen  
im Licht der Geschichte



Digitized by the Internet Archive  
in 2015

**Exzellenzen!**  
**Hochansehnliche Versammlung!**  
**Verehrte Kollegen! Liebe Kommilitonen!**

In diesen Tagen, da wir in atemloser Spannung, aber in unerschütterlicher Zuversicht gen Westen blicken und des Endkampfes um den Atlantischen Ozean und um unsere Freiheit vom Zwingjoch des Angelsachsentums harren, sind unsere Gedanken ganz auf die großen Probleme der Weltwirtschaft und unserer künftigen Weltgeltung eingestellt. Darüber sind die kleineren Fragen der Nationalitätenpolitik, an denen vor vier Jahren im Osten die Fackel des Völkerkrieges zuerst aufflamnte, in den Hintergrund getreten. Und doch sind diese Fragen auch jetzt noch für uns von großer Bedeutung, da sie, vielfach noch ungelöst, den Frieden Europas, wenn er einst wiederhergestellt sein wird, leicht von neuem gefährden können. Seit Beginn des vorigen Jahrhunderts geht ja durch die Völker Süd- und Osteuropas die Sehnsucht und das Streben, sich aus geschichtlich gewordenen Staatsverbänden zu lösen und mit ihren Bluts- und Sprachverwandten zusammenzuschließen. Die Völker des Balkans haben seither alle sich ihr Recht als Staatsnationen wieder errungen, wenn auch bei den meisten noch eine mehr oder weniger starke Irredenta die nationalen Leidenschaften in Atem hält. Nur unsere Verbündeten, die Bulgaren, haben ihr Ziel, den in sich geschlossenen Nationalstaat, schon jetzt erreicht. Ihr früherer Gebieter, das Osmanische Reich, hat zwar auf die Herrschaft über seine christlichen Untertanen in Europa endgültig verzichtet, aber in Asien ringt es noch mit all den Schwierigkeiten, die einen Nationalitätenstaat dauernd umdräuen. Vielleicht trägt es daher zum Verständnis unserer eigenen Politik im nahen Osten etwas bei, wenn wir die nationalen Tendenzen auf diesem Boden, insbesondere die Entstehung und Entwicklung des Nationalgefühls bei dem herrschenden

Volke, den Türken selbst, an der Hand der Geschichte darzustellen versuchen.

Das Osmanische Reich ist der Rechtsnachfolger des arabischen Chalifats. Der Prophet Muhammed hatte seine Herrschaft über die Bekenner des Islams in der Idee als eine reine Theokratie aufgerichtet und so ward sie von seinen beiden ersten Nachfolgern als seinen Chalifen, d. h. seinen Stellvertretern auf Erden, weitergeführt. Aber schon unter dem dritten Chalifen Osman, dem Schwiegersohne des Propheten aus dem altadeligen mekkanischen Hause Umaiya, entwickelte sich aus den theokratischen Institutionen seiner Vorgänger ein Nationalstaat, in dem die Araber als „die geborenen Bürger der Theokratie“ alle politischen Rechte vor den inzwischen unterworfenen Völkern Vorderasiens für sich allein in Anspruch nahmen. Dies arabische Reich ward dann folgerichtig ausgebaut, als aus dem Bürgerkrieg, der nach Osmans Ermordung den jungen Staat erschütterte, sein Haus als erbliche Dynastie hervorgegangen war.

Die Araber hatten, schon ehe der Islam sie zur Nation einte, durch Gemeinschaft der Sprache, des geistigen Besitzes und der Sitte den Nachbarvölkern gegenüber sich verbunden gefühlt; aber dies Nationalgefühl war nicht stark genug, um die an den engsten Blutsbanden haftende Selbstsucht der Sippen zu überwinden. Dieser Clangeist erlosch auch nicht, da die Araber sich als Herren über die halbe Welt verbreitet hatten, und schwächte ihre Macht um so mehr, da er von den bei der Auswanderung durcheinander gewirbelten Sippen auf die großen Stammgruppen überging, die sich nun in Spanien ebenso heftig wie in Syrien befehdeten. Dazu ernteten die Araber, wie jedes Volk, das als solches seine Herrschaft über andere aufrichtet, den grimmigen Haß der Unterworfenen, die ja nicht einmal durch die Annahme des Islams aus ihrer politischen Rechtlosigkeit sich erheben konnten. Dieser Haß führte das kräftigste der unterworfenen Völker, die Perser, zur befreienden Tat. Im Bunde mit dem Hause Abbas, das aus seiner Verwandtschaft mit dem Propheten den Anspruch auf das Chalifat herleitete, stürzten die Perser das arabische Reich der Umaijadien, nachdem es kaum drei Menschenalter überdauert hatte.

Die Abbasiden wollten dem Namen nach die echte Theokratie wiederherstellen; in Wahrheit aber traten sie das Erbe des persischen Großkönigtums an, das die Araber gestürzt hatten.

Unter ihrem Regiment entwickelte sich aus dem Bunde der Religion des Propheten mit dem Iranismus und dem Hellenismus die islamische Kultur, die noch heute in ganz Vorderasien herrscht. In dieser Kulturgemeinschaft traten die nationalen Tendenzen zunächst in den Hintergrund. Weil die Dynastie arabisch war und das Arabische als Sprache der Religion und Verwaltung, der Literatur und Wissenschaft weiter herrschte, so behaupteten die Araber auch nach dem Verlust der politischen Macht noch einen sozialen Vorrang, der nicht nur die ihnen rasseverwandten Berbern in Nordafrika, sondern auch die indogermanischen Kurden in Asien dazu verführte, sich in erdichteten Stammbäumen einer Verwandtschaft mit dem Volke des Propheten zu rühmen. Aber dieser Vorrang ward von den Persern, die in Heer und Verwaltung überall an die Spitze traten, bald heftig bekämpft. Schon konnten ihre Gelehrten und Dichter es wagen, die Araber durch den Hinweis auf die Barbarei zu demütigen, in der ihre Vorfahren noch vor kurzem gelebt hatten, da die Perser sich schon einer alten Kultur erfreuten. Erst als im Bunde mit diesen Anschauungen auch die Religion Zarathustras wieder ihr Haupt erhob, ward solche Ketzerei, die mit dem Islam zugleich auch das Chalifat zu bedrohen schien, mit allen Mitteln der Staatsgewalt niedergeschlagen. So kam es, daß das persische Nationalgefühl erst in Firdausis unsterblichem Königsbuch sich ans Licht wagen konnte, als die Zentralmacht des Chalifats schon zerfallen und auch in Persien durch selbständige Statthalterdynastien ersetzt war.

In diese vom Hader der Araber und Perser zerrissene islamische Welt traten nun die Türken ein. Unter diesen Nomaden der mittelasiatischen Steppen war, als sie mit dem Islam in Berührung kamen, das Bewußtsein nationaler Einheit schon erloschen, das sie in ihren großen, zu Beginn des Mittelalters blühenden Reichen beseelt haben mag. Aber bei aller politischen Zersplitterung war ihnen der Stolz auf ihr Volkstum noch nicht verloren gegangen. Das zeigen uns die beiden ältesten, von Muslimen verfaßten Literaturwerke in türkischer Sprache, die beide um 1070 in Kaschgar, der Hauptstadt Turkestans, entstanden sind. Selbstbewußt stellt Jusuf aus Balasagun seinen Fürstenspiegel der Weisheit der Chinesen und der Perser gegenüber. Mahmud aus Kaschgar, der den Sprachschatz seiner Volksgenossen in einem großen Wörterbuche zusammenfaßte, weist

stolz auf die politischen Erfolge der Türken hin, die es auch den Arabern erwünscht machen müssen, ihre Sprache zu erlernen. Mit sichtlicher Liebe schöpft er aus dem reichen Schatz der Volksüberlieferung an Liedern und Sprichwörtern, um den trockenen Stoff seines Werkes zu beleben.

Aber dies Nationalgefühl erwies sich auf die Dauer den Reizen der islamischen Kultur nicht gewachsen. Daß die Türken, die seit dem 8. Jahrhundert in immer größeren Scharen von muslimischen Herrschern angekauft und als Leibgarden bewaffnet wurden, die sich dann aber meist aus Wächtern zu Herren ihrer Besitzer aufwarfen, kein Nationalgefühl mehr kannten, ist nicht zu verwundern. Aber auch solche Türken, die als Freie die Herrschaft in islamischen Gebieten an sich rissen, ergaben sich dort ganz der überlegenen Kultur ihrer Untertanen. So sind auch die bedeutendsten dieser türkischen Machthaber, die Seldschuken, die in weitverzweigten Dynastien 3. Jahrhundert hindurch den Osten des Islamgebietes regierten, ganz in die Fußtapfen der Perser getreten. Ist doch selbst der Halbmond, der schon vor der Seldschukenzeit als Symbol der Türkenherrschaft gilt, wahrscheinlich erst den Persern entlehnt, wie er sich denn schon auf Denkmälern des Mithrasdienstes findet.<sup>1)</sup>

Nur in Kleinasien, wo die Seldschuken sich am längsten behaupteten, haben sie auch der einheimischen Bevölkerung den Stempel ihres nationalen Wesens aufgedrückt. Als der venezianische Reisende Marco Polo 1272 durch das Land kam, fand er die Türken noch als viehzüchtende Nomaden, während in den Städten Griechen und Armenier allein herrschten. Die Mißwirtschaft der byzantinischen Latifundienbesitzer trieb dann die griechische Landbevölkerung den Türken in die Arme, aber im 14. Jahrhundert drangen diese auch in die Städte ein. Die Akten des griechischen Patriarchates zu Konstantinopel zeigen uns, wie damals die einst so blühende Kirche Kleinasiens vor dem Islam und dem Türkentum dahin schwand.<sup>2)</sup> In dieser Vermischung der Türken mit der alten Bevölkerung Kleinasiens siegten zwar die Sprache und der Glaube der Herren, aber die Leibesmerk-

---

<sup>1)</sup> S. Poppelreuter im Islam 8, 292.

<sup>2)</sup> S. A. Wächter, Der Verfall des Griechentums in Kleinasien im XIV. Jahrhundert, Leipzig 1903.

male der Unterworfenen; schon das älteste authentische Bildnis eines Türken, das wir besitzen, Gentile Bellinis berühmtes Porträt des Eroberers von Konstantinopel, zeigt keine Spur mehr von jenem mongoloiden Typus, der uns in den Schilderungen älterer Türkvölker entgegentritt, sich aber heute in Kleinasien nur noch vereinzelt bei einigen Nomadenstämmen erhalten hat.

Das Erbe der Seldschuken traten ihre Vasallen, die Osmanen, an. Sie trugen ihre Herrschaft auch auf die Balkanhalbinsel hinüber. Was aber den Seldschuken in Kleinasien gelungen war, ihr Volkstum zum Siege zu bringen, blieb den Osmanen auf dem Balkan versagt. Hier ließen sie sich nur weit zerstreut als die Grundherren nieder, denen ihre Bauern zinsten. Die Vorteile ihrer sozialen Stellung verlockten wohl manche ihrer Untertanen, dem Islam beizutreten, so den größten Teil der Albaner und den gesamten bosnischen Adel, der sich so seine alte Macht über seine Grundholden zu bewahren wußte. Aber diese Muslime gingen nicht, wie die kleinasiatische Bevölkerung, im Türkentum auf. Albaner und Bosniaken so gut wie die zum Islam bekehrten Bulgaren, die Pomaken, und die Kretenser erhielten sich ihre nationalen Sprachen. Die große Masse der Balkanvölker aber setzte den Türken einen zähen Widerstand entgegen, der im 19. Jahrhundert zum offenen Kampf sich steigerte und die Türken schließlich in den äußersten Osten der Halbinsel zurückdrängte.

Fragen wir, warum die Osmanen die Völker des Balkans nicht turkisiert haben, so darf man nicht etwa meinen, daß sie besonders darauf bedacht gewesen wären, ihre Rasse rein zu erhalten. Die Araber hatten allerdings aus Nationalstolz ihren stammfremden Untertanen alle Rechte, die diese aus ihrem Übertritt zum Islam herleiten konnten, verweigert. Die Osmanen aber nahmen von Anfang an jeden Neubekehrten, der sich ihrem Hof und Heer anschloß, als Vollbürger auf. Schon unter den vier ältesten Familien des osmanischen Kriegsadels war eine, die der Michaloghlu, griechischer Herkunft, sie stammte von dem Baron Michael ab, der 1308 zum Islam übertrat und dann zu den treuesten Paladinen Osmans und seines Sohnes Orchan gehörte. Durch den Knabenzins nahmen die Osmanen lange Zeit gewaltsam die Blüte der männlichen Jugend ihrer Untertanen für ihr Volkstum in Anspruch. Die Kerntruppe ihres Heeres, das Janitscharenkorps, bestand ursprünglich ganz aus solchen,

ihren christlichen Familien entrissenen und wider ihren Willen der Lehre des Propheten zugeführten Renegaten. Aus den Janitscharen und den ihnen angeschlossenen Pagenkammern gingen aber auch die höchsten Beamten der Zivilverwaltung hervor. Nach einer Zusammenstellung von H. Gelzer<sup>1)</sup> waren in der Glanzzeit des osmanischen Reiches von 1453—1623 von 48 Großveziren nur 5 türkischer Abstammung, einer war ein Tscherkesse, 10 unbekannter Herkunft, die übrigen 33 waren Renegaten, und zwar 6 Griechen, je 11 Albaner und Südslaven, je ein Italiener, Armenier und Georgier.

So konnte bei den Osmanen von einem auf Gemeinschaft des Blutes sich gründenden Nationalgefühl nicht die Rede sein. Dies Gefühl ward in gewissem Sinne ersetzt durch die Gemeinschaft des Glaubens und durch das Selbstbewußtsein, das der Islam seinen Bekennern den Ungläubigen gegenüber verleiht. Aber die Religion allein war es nicht, die den Stolz des Osmanen ausmachte. Den Islam teilte er ja mit dem Araber, der doch weit davon entfernt war, sich mit dem Türken eins zu fühlen. Andererseits gab es in Anatolien zahlreiche, in Glaube und Sprache unter den Seldschuken turkisierte Landbewohner, die sich doch nicht zu den Osmanen zählen durften, sondern mit ihren christlichen Berufsgenossen zusammen die rechtlose Herde der Raja bildeten, die nur dazu da war, den osmanischen Lehnsmann zu ernähren, damit er ganz seinen militärischen Pflichten leben konnte. Denn nicht das Bekenntnis zum Islam an sich, sondern nur die Zugehörigkeit zum Hof und zum Heere verlieh dem Manne das Recht, sich als Osmanen zu fühlen. Dabei gab es keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven. Der Padischah kann den niedrigsten seiner Sklaven über den edelsten Sproß einer alten Familie setzen, ohne daß dieser sich dadurch entehrt fühlt; denn auch er weiß sich ganz von der Gnade des Großen abhängig.

Die Raja interessierten den Staat nur als die Produzenten der Bodenrente. Um das kirchliche Leben der Christen kümmerten sich die Türken so wenig, wie es früher die Araber getan hatten. Ihre geistlichen Häupter hatten sie sogar mit noch größerer Machtfülle ausgestattet, als sie in den ehemals selbständigen

---

<sup>1)</sup> Geistliches und Weltliches aus dem griechisch-türkischen Orient, S. 179 ff.

Staaten besessen hatten. So wurden die Kirchen zu Trägern der nationalen Überlieferungen. Aber nur für die Armenier, denen schon lange vor der Türkenherrschaft der Klerus allein die nationale Einheit verkörpert hatte, blieben Konfession und Nation identische Begriffe. Daher verfolgen in diesem unseligsten aller Rajavölker die Anhänger der altnationalen gregorianischen Kirche ihre zum Katholizismus und zum Protestantismus bekehrten Brüder mit demselben Haß wie ihre Unterdrücker. Bei den Christen des Balkans aber drangen die nationalen Ideen schon im 18. Jahrhundert auch in die Laienwelt und führten Griechen und Slaven zu tatkräftiger Erhebung gegen ihre Zwingherren.

Nachdem die Pforte den Griechen und den Serben ihre Unabhängigkeit hatte zugestehen müssen, versuchten die europäischen Großmächte des Westens, solange ihnen an der Erhaltung der Türkei als eines Gegengewichts gegen Rußland noch gelegen war, sie vor weiteren Verlusten zu bewahren, indem sie auf Reformen drangen. Unter ihrem Einfluß verstand sich die Pforte dazu, die bisher eifersüchtig gehüteten Vorrechte der Osmanen aufzugeben und alle ihre Untertanen als gleichberechtigt anzuerkennen. Nur schrittweise ließ sie sich in besonderen Notlagen des Reiches zu solchen Zugeständnissen herbei. Der Hatti Scherif von Gülhane vom Jahre 1839, als Mehmed Ali, der unbotmäßige Vasall von Aegypten, die Macht des Sultans bedrohte, gestand allen Untertanen gleichmäßig Schutz der Ehre und des Vermögens zu. Im Krimkrieg verließ der Hatti Humajun von 1856 Christen und Muslimen gleiche Rechte. Die letzte Konsequenz zog dann unter dem Druck des drohenden Russenkrieges die Verfassung vom Jahre 1876, indem sie für alle Untertanen die Bezeichnung als osmanische Staatsbürger vorschrieb. Jene beiden ersten Edikte hatten aber weder bei den Muslimen noch bei den Christen Beifall gefunden. Unter den Islambekennern waren damals nur die Beamten und die Offiziere politisch interessiert, und diese konnten in den neuen Gesetzen nur die Zumutung sehn, ihre altererbten Vorrechte aufzugeben. Den Christen aber genügten die ihnen zugestandenen Rechte nicht; sie hatten ja an der Erhaltung des Staates kein Interesse, sondern konnten nur, wenn er in Trümmer ging, ihre Hoffnungen erfüllt sehn.

Bald nach dem Erlaß des Hatti Humajun aber zeigten sich auch bei den Türken die ersten Regungen eines neuen National-

gefühles. Wie überall ging auch bei ihnen diesem Aufschwung eine Zeit der literarischen Vorbereitung voraus. Bei den Türken aber machte diese erst weite und oft in die Irre gehende Umwege, ehe sie ihr Ziel erreichte. Das lag vor allem an dem Mangel einer bodenständigen Kultur. Das geistige Leben der Türken hatte bisher ganz unter dem Einfluß der Perser gestanden; echte Volkskunst hatte sich zwar in den untersten Schichten gehalten, ward aber von den geistigen Führern keiner Beachtung gewürdigt. Die Gebildeten hatten durch das Französische, das ihnen als Geschäftssprache unentbehrlich war, vielfach auch die Literatur der Franzosen kennen und schätzen gelernt. Vor ihren bunten Reizen verblaßten die eintönigen Farben des persischen Klassizismus und seiner türkischen Nachahmer. Was man bisher in der fremden Sprache genossen hatte, das wollte Schinasy in seinen ausgewählten Gedichten vom Jahre 1859 seinen Landsleuten auch in ihrer Muttersprache zugänglich machen und er fand sofort begeisterten Beifall und zahlreiche Nachfolger. Die von ihm begründete jungtürkische Literatur bot aber lange Zeit ihren Lesern statt der verschmähten persischen Kost nur französischen Ersatz, der dem Volke ebenso ungenießbar blieb wie der verstiegene Klassizismus der Alten. Auch wenn die neuen Romane und Theaterstücke sich national nannten, so kleideten sie doch meist nur wieder französische Gedanken in türkisches Kostüm. Erst ganz allmählich gelang es einzelnen Geistern, sich auch innerlich von den französischen Vorbildern frei zu machen. Zu diesen gehörte Namyq Kemal, der in seinem berühmten Stücke „Vaterland“ die Verteidigung von Silistria gegen die Russen (1854) verherrlichte und damit seinen Landsleuten ein neues Ideal geben wollte. Bisher verkörperte dem Osmanen der Sultan allein den Staat; die diesem gezollte Liebe will Kemal auf das Vaterland übertragen sehn. Wenn es auch ein Irrtum ist, zu meinen, daß er das Wort Watan „Vaterland“ zuerst geprägt habe, so erfüllte er es doch mit einem neuen Sinn, der dem Absolutismus gefährlich erscheinen mußte. So war es kein Wunder, daß Abdulaziz, in dessen letztem Regierungsjahr das Stück erschien, alsbald es verbieten ließ.

Hatte das Jungtürkenthum bisher seine Kräfte in unfruchtbarer Sehnsucht nach einem neuen Lebensstil verzehrt, so brachte ihm die drohende Gefahr des Krieges mit Rußland ein neues, zu ernsthafter politischer Arbeit anregendes Ideal. Unter

dem Druck dieser Gefahr erließ Abdulhamid im Jahr 1876 die von Midhat Pascha entworfene Verfassung, setzte sie aber schon nach einem Jahre tatsächlich außer Kraft, wenn er sie auch alljährlich im Staatskalender wieder abdrucken ließ und sie damit scheinbar anerkannte. Diese Verfassung zu neuem Leben zu erwecken, ward nun das politische Ideal der Jungtürken, die um seinetwillen von Abdulhamid Verfolgung und Verbannung erlitten. Nationale Tendenzen im engeren Sinne kannten diese Jungtürken noch nicht. Sie lebten ganz der Hoffnung, daß die Verfassung allein genügen würde, alle Untertanen des Reiches, wenn ihnen nur Anteil an seiner Regierung und Verwaltung gegeben würde, mit reinem Patriotismus zu erfüllen und für die Erhaltung des Staates zu begeistern. Ihre Führer lebten meist als Literaten im Ausland, aber es gelang ihnen, die Offiziere des Heeres für ihre Ideen zu gewinnen. Mit der finanziellen Unterstützung der reichen, vom Judentum zum Islam übergetretenen Dönmes von Saloniki zwang das mazedonische Armeekorps den Sultan durch den Staatsstreich vom Juli 1908, die Verfassung wieder in Kraft zu setzen. Der Erfolg schien die Erwartungen der Jungtürken einen Augenblick vollauf zu rechtfertigen. Mit südländischem Überschwang umarmten sich die Vertreter aller Rassen und Religionen als „Osmanen“ in einem kurzen Freiheitsrausch. Aber die Ernüchterung ließ nicht lange auf sich warten. Zwar der von Abdulhamid geleiteten Gegenrevolution wurden die Jungtürken nach kurzem Kampfe Herr, den Schwierigkeiten der Nationalitätenfragen aber waren sie nicht gewachsen.

Für das Ideal des osmanischen Staatsbürgers wollten die Christen ihre nationale Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihren schon selbständigen Stammesbrüdern nicht hingeben. Mit dem osmanischen Staat verband sie ja nur die Erinnerung an die Leiden ihrer Vorfahren; die ruhmvolle Vergangenheit des welterobernden osmanischen Heeres, für die man von ihnen Begeisterung verlangte, war zwar von ihren eigenen Volksgenossen mitgeschaffen worden, aber nur als Abtrünnigen, die dem Glauben ihrer Väter hatten entsagen müssen.

Ganz verständnislos standen die mazedonischen Slaven den jungtürkischen Idealen gegenüber. Eindrucksvoll schildert Oemer Seifeddin <sup>1)</sup> die Enttäuschung eines jungen, für den osmanischen

---

<sup>1)</sup> Türk Jurdu III, 1078—88.

Gedanken begeisterten Offiziers, mit dem er in Mazedonien reist. Am Gedenktage der Revolution glaubte dieser in einem entlegenen Bulgarendorf die roten Fahnen der Freiheit zu entdecken; als die Reisenden nach beschwerlichem Marsch an das Dorf herankommen, dessen Bewohner mit ihrem Patriotismus, wie der Offizier hofft, die Zweifel seines Begleiters beschämen sollen, finden sie statt der vermeintlichen Fahnen zum Trocknen ausgelegte Paprikaschoten, und bei den Besitzern, da sie sich als Türken zu erkennen geben, einen alles andere eher als freundlichen Empfang.

Aber nicht einmal die Glaubensgenossen waren alle geneigt, den Jungtürken ihre eigenen Ideale aufzuopfern. Die Albaner, von denen der größte Teil zum Islam übergetreten war, hatten sich nichtsdestoweniger ein kräftiges Nationalbewußtsein bewahrt. Schon ein Zeitgenosse Sulaimans des Großen rühmt sich in seinen türkischen Gedichten offen seiner arnautischen Herkunft<sup>1)</sup>. Dabei waren aber die Albaner die treuesten Anhänger der alten Regierung gewesen. Als in dem Kriege mit Rußland alle Balkanvölker auf die Seite des Reichsfeindes traten, blieben sie allein trotz aller seiner Lockungen treu; zur Strafe dafür setzte Rußland auf dem Berliner Kongreß die Zerstückelung ihres Landes durch Abtretung großer Distrikte an Serbien und Montenegro durch. Um sich dem zu widersetzen, schlossen sich Christen und Muhammedaner zu einer albanischen Liga zusammen, und die Pforte mußte einen förmlichen Feldzug gegen ihre getreuen Untertanen führen, um ihren Vertragspflichten nachzukommen. In den letzten Jahrzehnten hatten die Albaner angefangen, sich eine Schriftsprache zu schaffen und hatten für diese das lateinische Alphabet angenommen. In mißleitetem Eifer für die Einheit der islamischen Kultur wollten die Jungtürken sie dazu zwingen, ihre Sprache in den dazu ganz ungeeigneten arabischen Buchstaben zu schreiben. Mit diesem Eingriff in das nationale Bildungsideal entfremdeten sie sich von vorneherein ein Volk, das sonst zu den treuesten Stützen des osmanischen Reiches gehört hatte.

Auch in Asien waren die nichtosmanischen Muslime keineswegs bereit, auf ihr Volkstum zu verzichten. Wie die Albaner hatten auch die Kurden zu den treuesten Anhängern Abdulhamids gezählt, der sie als Gegengewicht gegen die Armenier gebraucht

---

<sup>1)</sup> Türk Jurdu II, 676.

hatte. Diese stolzen iranischen Herrennaturen übten sogar auf die Türken selbst eine starke Anziehungskraft aus. Der türkische Nomadenstamm, der im Qaradschadag zwischen Sewerik und Djarbekr saß, hatte sich ganz ihrer Sprache und ihrem Volkstum angeschlossen <sup>1)</sup> aber auch in den Städten wie Charput, Djarbekr u. a. gaben sich selbst gebildete Türken gern für Kurden aus <sup>2)</sup>. Allzu selbstbewußte Regungen ihres Nationalgefühles waren allerdings schon Abdulhamid verdächtig gewesen; Chalidi, der Verfasser der ersten kurdischen Originalgrammatik, die 1892 in Konstantinopel erschien, mußte diesen Versuch, seinem Volke eine Schriftsprache zu schaffen, mit der Verbannung büßen.

Ebenso wenig Verständnis für den Gedanken der allgemeinen Osmanisierung fanden die Türken bei ihren arabischen Glaubensgenossen. Trotz ihrer jahrhundertelangen Herrschaft über Syrien und Mesopotamien waren sie der eingeborenen Bevölkerung dieser Länder ganz fremd geblieben, von Aegypten und dem eigentlichen Arabien ganz zu schweigen. Wohl hatten arabische Gelehrte sehr oft die Hauptstadt des Reiches aufgesucht, um an den Segnungen der dort so zahlreichen frommen Stiftungen teilzunehmen, und namentlich Abdulhamid, der ja auf seine Würde als Chalife großes Gewicht legte und in ihr die Hauptstütze seiner Macht sah, hatte diese arabische Oberschicht besonders gehätschelt. Aber die große Masse der Araber sah in dem türkischen Beamten weniger den Bruder im Glauben als den Vertreter einer unbequemen Staatsgewalt und den schmarotzenden Eindringling. Noch aus der Zeit, da Ibrahim, der Sohn Mehmed Alis, Syrien besetzt hielt, wird uns bezeugt, daß der letzte arabische Dorfschulze es für schimpflich und entwürdigend hielt, seine Tochter einem hohen türkischen Offizier zur Frau zu geben <sup>3)</sup>. So fand denn auch bei den Arabern der Versuch der Jungtürken, sie durch zwangsweise Einführung des Unterrichts im Türkischen an sich zu ziehen, heftigen Widerstand. Nur in Tripolis hatte die gemeinsam bestandene Gefahr des Krieges gegen Italien Türken und Araber einander zeitweise näher gebracht, aber der unglückliche Friede von Lausanne brachte die Türken um die Früchte dieser, hauptsächlich der geschickten

<sup>1)</sup> Türk Jurdu III, 2251 ff.

<sup>2)</sup> Zija Gök Alp eb. II, 755.

<sup>3)</sup> D'Escayrac de Lautour bei Goldziher, Muh. Studien I, 128, für Ägypten vgl. A. de Gobineau, trois ans en Asie, Paris 1859, S. 33.

Politik Enver Beis verdankten Annäherung, die in dem Türkenherz von Aqa Gündüz ihren literarischen Ausdruck gefunden hatte.

Völligen Schiffbruch erlitt das Ideal des Osmanentums durch die Niederlagen des Balkankrieges. Nicht ohne Grund führten die Türken ihren Mißerfolg z. T. auf die unzuverlässigen christlichen Elemente im Heere zurück, die sie nach der neuen Verfassung als Osmanen in ihre Reihen aufgenommen hatten, während früher die Muslimen allein zum Kriegsdienst verpflichtet gewesen waren. Obwohl diese Pflicht auf den Türken allzu schwer lastete und den Rückgang in der Kultur Anatoliens ohne Zweifel hauptsächlich verschuldet hatte, mußten sie sich nun doch wieder entschließen, sie allein zu tragen und ihre christlichen Mitbürger nur noch zu Hilfsdiensten heranzuziehen.

Damit erhielt aber das politische Ideal der Jungtürken einen neuen Inhalt. Wollten weder die Ungläubigen noch die Glaubensgenossen von einer Gemeinschaft mit ihnen etwas wissen, so besannen sie sich nun auf ihre Herkunft und auf ihre Verwandtschaft mit den türkischen Stammesbrüdern außerhalb ihres Reiches. Unter russischem Szepter lebten ja in Europa und Asien um die Hälfte mehr Türken als im Osmanischen Reich. Diese sowie ihre Stammesgenossen in Persien waren den Osmanen an geistiger und politischer Reife z. T. schon überlegen. In Rußland hatten namentlich die Wolgatürken es vielfach zu ansehnlichem Wohlstand gebracht, da sie den Handel mit ihren Sprachverwandten in Turkestan fast allein beherrschten und auch an der Ausbeutung der Bodenschätze des Urals stark beteiligt waren. Die iranischen Türken hatten gleichfalls im Handel große Erfolge aufzuweisen und schon in der persischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt. Sie hatten auf die Osmanen nicht nur durch ihr Beispiel gewirkt, sondern stellten ihnen sogar einzelne Führer. Wie der Balkankrieg für die Osmanen den Zusammenbruch ihrer bisherigen Politik und den Anfang einer Neuorientierung bedeutete, so stärkte er auch bei den Nordtürken das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit den Brüdern jenseits des Schwarzen Meeres. Ja sogar in Innerasien regten sich bei allen Sprachverwandten nationale Sympathien mit den Osmanen. Die Wiedereroberung von Adrianopel im Juli 1913 ward z. B. in Guléa in Chinesisch-Turkestan durch ein großes Volksfest gefeiert.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Türk Jurdu III, 911.

Auch diese Neuorientierung der jungtürkischen Politik nach dem Wohl und der Macht des eigenen Volkes und seiner Verwandten war schon seit längerer Zeit literarisch vorbereitet gewesen. Schon ein halbes Jahr nach der Revolution hatte sich ein kleiner Kreis türkischer Gelehrter, der Historiker Négib Asym, der Literarhistoriker Mehmed Tahyr aus Brussa und der Schaich des Derwischordens der Mewlewi Weled Tschelebi zu der türkischen Gesellschaft (Türk Derneji) zusammengeschlossen und sich die Aufgabe gestellt, das türkische Nationalgefühl durch Vertiefung in die Vergangenheit des eigenen Volkes neu zu beleben. Die von ihr unter dem gleichen Namen begründete Zeitschrift schloß zwar schon nach 7 Nummern ein<sup>1)</sup>. Aber der von ihr vertretene Gedanke ward von einer neuen Gesellschaft, dem Türkenherde (Türk oğagy), die am 25. Mai 1912 zusammentrat und jetzt von dem Universitätsprofessor Hamdullah Subhi geleitet wird, mit großem Erfolge wieder aufgenommen. Durch Versammlungen und Vorträge sucht diese Gesellschaft, zu der in Stambul fast die gesamte studierende Jugend sich bekennt und die auch in der Provinz durch Zweigvereine vertreten ist, den nationalen Gedanken lebendig zu erhalten. Neben ihr wirkt in gleichem Sinne mehr auf die breiten Massen des Volkes der nach deutschem Muster gebildete Flottenverein.

Die literarische Aufgabe des Türk Derneji war schon ein halbes Jahr vor der Neubegründung der Gesellschaft von dem energischen und geschickten Schriftsteller Aktschura Oghlu aus Simbirsk an der Wolga wieder aufgenommen und mit größerem Glücke durchgeführt worden. Dieser hatte sowohl in seinem russischen Geburtslande als Mitglied der konstitutionellen Demokraten (Kadetten), wie in seiner Wahlheimat, der Türkei, wo er in Stambul erzogen war, als Mitglied der jungtürkischen Partei, für deren Ideale er unter Abdulhamids Regierung in der Verbannung zu Tripolis gelitten hatte, für die geistige Befreiung des Türkentums gewirkt. Im Bunde mit Mehmed Emin, dem Stambuler Fischersohn, den seine Begabung auf den Sitz eines Wali zu Erzerum geführt hat, dem einflußreichsten Dichter der jungen Türkei, dessen Lieder sich nicht an die Gebildeten allein, sondern vor allem an das Volk wenden und dessen Sprache reden, begründete Aktschura Oghlu die Zeitschrift Türk Jurdu, das

<sup>1)</sup> Türk Jurdu III, 2079.

Türkenheim. Dies Blatt will nicht nur die Erinnerung an die versunkene Macht und Herrlichkeit des alten Reiches lebendig erhalten, sondern auch das geistige Band zwischen der gesamten Türkenwelt Europas und Asiens darstellen; zugleich verfolgt es praktische Ziele, es will die türkische Jugend, die bisher in erschreckender Ideallosigkeit dahin lebte und materiellen Genuß als allein erstrebenswertes Ziel kannte, für den wirtschaftlichen Fortschritt des Volkes und für seine leibliche Ertüchtigung begeistern. In ihm veröffentlichte M. Emin seine poetischen Mahnreden an das Volk, die in Kriegszeiten sich mit flammenden Worten an seine altererbten Soldateninstinkte wenden, aber den Türken auch zum ersten Male den Segen der Arbeit nicht nur des Landmannes, sondern auch des Handwerkers preisen.

Zu diesen beiden Führern des Nationalismus gesellte sich als dritter und bald einflußreichster Zija aus Djarbekt, der sich in seinen Schriften den alttürkischen Namen Gök Alp „der blaue Held“ beilegte. Er ist ein Dichter, der wie M. Emin die einfache Sprache des Volkes redet, der sich aber mit seinen symbolischen Gedankenbildern nur an die Höchstgebildeten wendet. Charakteristisch für sein Bestreben, moderne Kulturideale an nationale Gedanken anzuknüpfen, ist seine Ballade Qyzyl Elma „der rote Apfel“. So heißt bei den Türken schon seit alter Zeit ein ideales Land im Westen, wie O. Hachtmann vermutet, in Erinnerung an die Äpfel der Hesperiden. Gök Alp schildert nun, wie eine für ihr Volk begeisterte junge Türkin aus Baku den Ihrigen dies Land der Sehnsucht in der Schweiz zu schaffen unternimmt. Sie gründet bei Lausanne eine Türkenstadt mit Lehranstalten für jede Wissenschaft, für Landbau, Handel, Handwerk und Kunst; von dort soll sich die neue nationale Kultur über die ganze Türkenwelt verbreiten. Aber die Erinnerungen des eigenen Volkes genügen dem Dichter nicht, seine nationale Begeisterung zu speisen. Sucht man in Stambul durch festliche Veranstaltungen dem Volke das Andenken an die Helden der Vorzeit wieder zu beleben, so webt in seiner Phantasie die gesamte vorosmanische Vergangenheit des Türkentums. Ja sogar die Mongolen, die zwar mit vielen Türkstämmen im Bunde ihre kurzlebigen, für die islamische Kultur so verhängnisvollen Weltreiche aufgerichtet hatten, selbst aber mit den Türken nur entfernt verwandt waren, nimmt er ohne weiteres als die Vorfahren seines Stammes in

Anspruch<sup>1)</sup>. So hat auch A. Hikmet, einer der feinsten Novel-  
listen der jungen Türkei, einmal in einer Skizze die mongolischen  
Heereszüge mit sichtlicher Vorliebe für die ungebändigte Kraft  
jener Reiterhorden geschildert, ohne zu bedenken, daß solche  
Sympathien den Feinden des Türkentums nur neue Waffen  
liefern. Gök Alp geht aber noch weiter. Auf Grund mehr als  
gewagter Hypothesen europäischer Gelehrten sieht er auch die  
Meder, Sumerer und Hittiter, die älteste, voriranische und  
vorsemitische Bevölkerung Persiens, Mesopotamiens und Syriens  
als Türken an und will deren Verdienste um die antike Kultur  
seiner Nation gutgeschrieben wissen. Das Schlagwort für diese  
Auswüchse des Nationalismus, die ihm nur schaden können, weil  
sie das ohnehin nicht geringe Selbstbewußtsein eines alten  
Herrenvolkes, wie die Osmanen es sind, in falsche Bahnen leiten,  
ist der Name Turan für das Türkenland in Innerasien geworden,  
der in diesem Sinne selbst erst eine künstliche Schöpfung ist.<sup>2)</sup>

Wie Klopstock und seine Zeitgenossen ihre teutonische Be-  
geisterung auch an der nordischen Sagenwelt nährten, so greift  
Gök Alp, da die Erinnerungen des Osmanentums durch die  
islamische Kultur ganz verschüttet sind, auf mongolische Sagen  
zurück. In der Tat ist es ihm gelungen, eine solche Sage für  
sein Volk zu neuem Leben zu erwecken. Die Mongolen erzählten,  
ihr Stamm sei vor Zeiten einmal von den Tataren ganz ver-  
nichtet worden; nur zwei Helden seien der großen Niederlage  
entgangen und hätten sich mit ihren Frauen in das von Bergen  
ringsum eingeschlossene Land Ergenequ<sup>3)</sup> geflüchtet. In 400  
Jahren wuchsen ihre Nachkommen dort wieder zu einem großen  
Volk heran. Da sprengte ein Schmied die das Land einschließenden  
Felsen und nun verbreiteten sie sich wieder über die Welt. Gök

---

<sup>1)</sup> Mit Recht geschähe das allerdings, wenn Marquarts Hypothese  
(Das Volkstum der Komanen S. 187 ff.) sich bestätigen sollte, daß die Qajy,  
die Vorfahren der Osmanen, eigentlich nächste Verwandte der Mongolen und  
erst später türkisiert waren.

<sup>2)</sup> Siehe E. Oberhummer im *Túrán* 1918, S. 193—208.

<sup>3)</sup> Raschideddin ed. Berezine, S. 177, 9 erklärt *erkene* als „Barre“ und  
*gun* als „Bergpaß“. Abulghazi ed. Romanzoff 21, 8 hat die beiden Bedeutungen  
vertauscht; das bei ihm verderbte Wort für Barre glossiert er irrig mit *ötkür*  
„durchbohre“. Aus ihm nimmt Schaich Sulaiman (ed. Kúnos 65) die falsche  
Bedeutung „Bergpaß“ für *erkene* herüber, und diese wiederholt Radloff WB.  
1, 781. Raschideddins Deutung läßt sich aber aus dem Mongolischen, wie es  
scheint, nicht begründen.

Alp bereicherte diese Sage durch mehrere feine poetische Züge und verlegte sie in die türkische Vorzeit. Raschideddin und Abdulghazi, denen wir die Erhaltung der Sage verdanken, berichten weiter, daß die Mongolen die Errettung aus dem Ergenequm am Neujahrstage durch ein Volksfest zu feiern pflegten, bei dem der Chan gleich dem mythischen Schmied vor den Augen des Volkes ein Eisen auf dem Ambos in Rotglut brachte. Dies mongolische Fest hat man nun auch in der Türkei neu zu beleben versucht. Nach der Wochenschrift des Flottenvereins<sup>1)</sup> ist der Ergenequntag am 27. März 1331 = 9. April 1915 zu Stambul durch ein Sportfest auf dem Er Maidany gefeiert worden. Auch in Konia, dessen rühriger Wali Gök Alp nahe steht, hat man am 9./12. März 1917 dies Wiegenfest des türkischen Volkes feierlich begangen.<sup>2)</sup>

In ihrer Liebe für die vorgeschichtliche Vergangenheit ihres Volkes konnten einzelne extreme Nationalisten sogar ein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß ihre Vorfahren ihre alte schamanistische Religion mit dem Islam vertauscht hätten. Dieser Gedanke klingt einmal auch in Gök Alps Ballade Qyzyl Elma<sup>3)</sup> an. Es ist zu verstehen, daß solche Ketzerei den Nationalismus in den Augen der Altgläubigen schwer verdächtigen mußte. Aber der Schamanismus ist ja längst erstorben und kann dem Islam nicht mehr gefährlich werden, wie es einst unter den Abbasiden der Glaube Zarathustras bei den persischen Nationalisten zu werden drohte. Immerhin müssen sich auch die Turanier erst ausdrücklich gegen den Vorwurf verteidigen, daß sie das Volk dem Islam entfremden wollten.<sup>4)</sup>

Aber Zija Gök Alp ist nicht nur Dichter, sondern auch politischer Denker von eindringlicher Beredsamkeit. Seine Geschichtsphilosophie wandelt zwar ganz in den Bahnen der französischen Soziologie, aber man wird anerkennen müssen, daß er auch realpolitisch zu denken sich bemüht. Sein politisches Programm, das zugleich als das der herrschenden Partei, des

---

<sup>1)</sup> Donanma (in der Kriegssammlung des hiesigen historischen Seminars) Nr. 41 vom 15. April 1915.

<sup>2)</sup> Türk Jurdu v. 24. Mai 1917, Nr. 135, S. 3451 (Hartmann, MSOS, XX, 10); eine Schilderung des Festes nach der Koniaer Zeitung Türk Sözü bei Banning, Der Neue Orient, III, 51.

<sup>3)</sup> Str. 29, s. Hartmann, Mitt. des Sem. für or. Sprachen XXI, 64 n. 2.

<sup>4)</sup> Siehe Türk Jurdu III, 2388.

Komitees für Einheit und Fortschritt, gelten darf, entwickelte er in einer Reihe von Aufsätzen, die er vom 20. 3. 1913 bis zum 2. 4. 1914 im Türk Jurdu unter dem Titel „Türkisierung, Islamisierung, Modernisierung“ veröffentlichte.<sup>1)</sup> In diesen vor Ausbruch des Weltkrieges entstandenen Darlegungen ist Gök Alp noch in dem Gedanken befangen, daß Europa durch eine ganz von christlichen Geiste getragene internationale Kultur geeinigt sei. Das wahre Ideal sei es freilich, wenn dieser christliche Internationalismus sich zu einem alle Religionen umfassenden Gemeinschaftsgedanken erweitere. So lange das nicht der Fall sei, müsse aber die Islamwelt an der ihr eigentümlichen Humanität festhalten. Obwohl auch bei ihm einmal die Erinnerung an die dem Islam von der christlichen Welt zuteil gewordene unwürdige Behandlung als Motiv für den Zusammenschluß der Muslime, auftaucht,<sup>2)</sup> ist doch sein Ideal eines islamischen Internationalismus weit entfernt von jenem Panislamismus, der in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die drohende Europäisierung Vorderasiens hervorgerufen, sich ursprünglich gegen die Türken, als die dafür verantwortliche Macht, richtete, den aber Abdulhamid dann für seine absolutistische Politik auszunutzen verstanden hatte.<sup>3)</sup> Näher stehen seine Gedanken schon denen des großen Afghanen Djemaladdin, des Vaters der persischen Revolution, und seiner ägyptischen Schüler, die für den Islam vor allem das Recht der Selbstbestimmung forderten und bereit waren, dieses durch Zugeständnisse an die westliche Zivilisation ihm zu sichern, wenn man nur sein inneres Wesen unangetastet lasse. Inzwischen wird der Krieg auch Gök Alp davon überzeugt haben, daß jene islamische Internationalität ebenso ein Trugbild war, wie die vermeintliche christliche Internationalität Europas sich als solche erwiesen hat. Um so mehr Bedeutung wird für ihn und seine Anhänger der schon von ihm erwogene Gedanke einer Trennung von Staat und Kirche gewinnen, dessen Kühnheit die Altgläubigen schrecken wird, obwohl er sich schon bei den besten Denkern des Islams vorbereitet findet. Aber solange das osmanische Reich an dem Begriff einer Staatsreligion festhält, muß es diesen auch zur Stärkung seiner politischen Macht auswerten. Eine Steigerung

---

1) Vgl. das Referat von M. Hartmann in Mitt. Sem. or. Spr., XX, 51 ff.

2) Türk Jurdu, II, 801, 23.

3) Siehe C. H. Becker, im Archiv f. Religionswissenschaft, VII, 169—192.

ihrer nationalen Gefühle, so lehrt Gök Alp, braucht die Türken ihrer geschichtlichen Aufgabe als Vormacht des Islams nicht zu entfremden, weil sie konfessionell geeint sind. Der Nationalismus der Albaner wie der Araber mußte mit den christlichen Minderheiten rechnen und konnte daher nur im Partikularismus enden. Selbst Mustafa Kamil, der Führer der ägyptischen Nationalisten, stellte, obwohl er an der Einheit des islamischen Staates als Ideal festhielt, doch das Programm auf, er kenne nur Ägypter, keine Araber und Kopten. Die Türken dagegen können, indem sie ihre eigene Volkskraft steigern, ihren Glaubensgenossen die Stärkung ihrer Macht und Schutz und Hilfe für ihre eigenen nationalen Bestrebungen, soweit sie sich nicht gegen den Bestand des Staates richten, den Nichtmuslimen aber die von der modernen Zivilisation gebotene Rücksicht verheißen.<sup>1)</sup>

Ob dies Ideal, das zunächst nur der Führer der Nationalisten geprägt, aber das herrschende Komitee zu dem seinen gemacht hat, sich wird verwirklichen lassen, ob alle Türken sich zu ihm bekennen und ob auch die Araber dafür zu gewinnen sein werden, ist die große Zukunftsfrage für das Osmanische Reich. Unter den Türken selbst ist trotz des strengen Regiments des Komitees für Einheit und Fortschritt, das bisher jede Parteibildung im Parlament unmöglich gemacht hat, die Reaktion noch nicht ganz ausgerottet. Diese möchte den alten Staat mit seiner Gliederung in Hofadel, Heer und Raja wiederherstellen. Ihre Angriffe richtet sie<sup>2)</sup> zunächst gegen die Universität zu Konstantinopel, speziell gegen die etwa unserer philosophischen Fakultät entsprechende Edebijatfakultät, in der die Nationalisten am stärksten vertreten sind. Man arbeitet mit dem an sich nicht so unbegründeten Argument, daß das türkische Volk für eine Universität noch nicht reif sei. Für die Nationalisten aber ist die Universität nur ein Glied in der Kette der durch die Verfassung gewährleisteten Reformen, das nicht herausgelöst werden kann, ohne den ganzen Bau des modernen Staates umzustürzen. Noch heftiger ist der Widerstand der Altgläubigen gegen die von den Jungtürken begünstigte Frauenbewegung. Auch hier wirkte das Beispiel der in Rußland lebenden Türken,

---

<sup>1)</sup> Vgl. auch die Rede Hamdullah Subhis in der Sitzung des Türk Oğagy vom 15. Nov. 1329 im Türk Jurdu, III, 1070.

<sup>2)</sup> Nach Gök Alp in der Jeni Meğmūa Nr. 36 vom 31. März d. J. (Der neue Orient III, 66).

deren Jugend sich ihrer Umwelt längst angepaßt hat und die daher schon im Balkankriege ihren osmanischen Brüdern geschulte Krankenpflegerinnen senden konnte, während in Konstantinopel noch bei dem reaktionären Putsch vom 13.—17. April 1909 die türkischen Frauen ihren verwundeten Volksgenossen nicht beistehen durften, weil diese sonst vielleicht etwas von ihrem wohlbehüteten Antlitz erschaut hätten.<sup>1)</sup> In Saloniki, dem Geburtsort der Revolution, war man auch in der Frauenfrage der Hauptstadt vorausgeeilt; dort bestand schon 1908 ein Klub zur Wahrung der Frauenrechte, während eine im Jahre 1909 zu dem gleichen Zweck in Konstantinopel gegründete Wochenschrift schon nach sieben Nummern aus Geldmangel wieder einging.<sup>2)</sup> Aber die nationale Bewegung einerseits, die Not des Krieges andererseits haben auch hier gründlich Wandel geschaffen. Halide Edib, die berühmteste Schriftstellerin der modernen Türkei, die in ihrem Roman „Das neue Turan“ das Schicksal einer Frau als Führerin des Nationalismus geschildert hat, gründete den Bund zur Hebung der Frauenwelt, der sich die Lehren der englischen Frauenrechtlerinnen zum Muster nahm. Ihm trat 1913 der Bund zur Verteidigung der Frauenrechte zur Seite. Die mehr theoretische Wirksamkeit dieser beiden Bünde wurde durch die praktische, auf die wirtschaftliche Hebung der Frauenwelt gerichtete Arbeit zweier Wohltätigkeitsvereine glücklich ergänzt.<sup>3)</sup> Hatte sich die Regierung diesen Bestrebungen gegenüber vorsichtig zurückgehalten, so sah sie sich durch die Not des Krieges gezwungen, auf die Arbeit der Frauen sogar im äußeren Dienst vieler ihrer eigenen Ämter zurückzugreifen. Damit aber lieferte sie den Altgläubigen eine neue Handhabe, sie der Verletzung der islamischen Sitte anzuklagen.

Aber nicht nur die Reaktion gefährdet unter den Türken selbst die Herrschaft des Komitees und damit die Ideale der Nationalisten, sondern eine zweite Gefahr droht ihnen von den Türken in Rußland, deren Sympathien zu gewinnen sie selbst so eifrig bemüht waren. Nun hat der Krieg sogar Hoffnungen auf einen politischen Zusammenschluß mit diesen Stammesbrüdern gezeitigt. Über die 1878 an Rußland verlorenen und im Vertrage von Brest-Litowsk wiedergewonnenen Gebiete von Kars, Ardahan

<sup>1)</sup> Siehe M. Hartmann, Unpolitische Briefe aus der Türkei (Der islamische Orient III, Leipzig 1910) S. 147.

<sup>2)</sup> Ebenda 109 ff.

<sup>3)</sup> Siehe New Sali Milli 1330, S. 343—352.

und Batum hinaus richten sich die Blicke der Osmanen auf alle von Türken im Kaukasus bewohnten Gebiete. Aqa Gündüz, selbst ein Kaukasustürke, hat in seinem Drama „Der Mörder in Ehren“ die Erhebung seiner Landsleute gegen die Russen verherrlicht, und dies Stück war zu Beginn des Krieges auf Veranlassung des Flottenvereins zu Stambul immer wieder gespielt worden. Mit den Türken der Krim, die ja bis 1789 zum osmanischen Reiche gehört hatten und sich nun im Nov. 1917 als selbständige Republik aufgetan haben, hofft man zum mindesten auf ein Bundesverhältnis. Unter diesen Türken sind aber die Ideen der russischen Revolution sehr stark verbreitet.<sup>1)</sup> In den Großstädten der Türkei hatte sich allerdings schon seit der Wiederherstellung der Verfassung unter europäischem Einfluss auch eine Arbeiterbewegung<sup>2)</sup> zu regen begonnen; sie hatte sich indeß bei dem Mangel jeder Industrie nicht entfalten können. Jetzt aber fürchtet man in Stambul nicht ohne Grund, daß die Ziele der russischen Revolution in der Frage des Grundbesitzes auch unter dem Proletariat Anatoliens, das trotz einzelner Reformversuche doch noch stark verelendet ist, Anhänger gewinnen könnten.

Aber die schwerste Gefahr für das Osmanische Reich bildet doch der Nationalismus der Araber. Zwar ist nicht zu bezweifeln daß diese Bewegung im Volke, das heute wie vor 1200 Jahren noch ganz im Clangeist aufgeht und sich daher nur unter einer starken Vormacht wohl fühlen kann, keinen Halt hat. In den leitenden Kreisen aber hat der von England propagierte Gedanke eines arabischen Chalifats mit dem Sitz in der heiligen Stadt Mekka viele Anhänger gefunden. So müssen die Türken, auch wenn es ihnen, wie wir immer noch hoffen dürfen, gelingt, in den arabischen Ländern die an England verlorene Stellung wieder zu gewinnen, doch mit starkem Widerstand bei ihren Glaubensgenossen rechnen. Nur wenn sie sich weiter entschlossen auf den Boden der europäischen Kultur stellen, auf jeden Rassedükel verzichten und die nationalen Gefühle ihrer Mitbürger zu achten sich bemühen, können sie ihr Ziel, für das auch wir Opfer genug gebracht haben, erreichen, als Vormacht des Islams und als starkes Glied des Bundes für Erhaltung nationaler und wirtschaftlicher Freiheit auf Erden dem Angelsachsenthum die Spitze zu bieten.

<sup>1)</sup> Siehe Der neue Orient I, 317.

<sup>2)</sup> Siehe M. Hartmann, Unpolit. Briefe aus der Türkei 35, 195 ff.



---

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).

---



